

Radio predigt

Peter Henrici

Wenn Gott einen Namen hätte

Heidrun Suter-Richter

«Was pflegst Du zu essen?»

Mk 8,1–9

Herausgeber:
Katholischer Mediendienst und
Reformierte Medien

R.-katholische Radiopredigt
Wenn Gott einen Namen hätte 3
Weihbischof Peter Henrici
Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

Evangelische Radiopredigt
«Was pflegst Du zu essen?» 7
Heidrun Suter-Richter, Pfarrerin
Neumünsterstrasse 12, 8008 Zürich

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: kanisius.verlag@bluewin.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.– bzw. € 3.50. Abonnement-Versand
monatlich.

Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 57.–;
übrige europäische Länder: € 42.– bzw. sFr. 61.– (inkl. Porto);
Übersee: € 44.50 bzw. sFr. 65.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

Wenn Gott einen Namen hätte

If God had a name
what would it be?

Wenn Gott einen Namen hätte,
wie würde er lauten?
Und würdest du ihn mit seinem Namen ansprechen,
wenn du ihm in all seiner Pracht
von Angesicht zu Angesicht gegenüberstündest?

Diesen Song von Joan Osborne hat mir vor kurzem eine Gruppe von Jugendlichen vorgetragen. Ich weiss nicht, was sie sich dabei gedacht haben. Aber mir hat das Lied zu denken gegeben.

«Wenn Gott einen Namen hätte ...» Ja, das wäre wohl schön, wenn ich nicht einfach «Gott» sagen müsste, wenn ich ihn mit seinem Namen ansprechen könnte, so Du zu Du, wie einen guten alten Bekannten. Aber, so fährt das Lied fort, würdest du das überhaupt wagen? Ist Gott nicht zu gross und zu fremd für dich?

Im Judentum, da hat Gott tatsächlich einen Namen. Gott hat ihn dem Mose offenbart. Doch dieser Name ist so heilig, dass man ihn nie auszusprechen wagt. Man sagt statt dessen «der Ewige» oder «der Barmherzige» oder einfach «der Name». Im Islam zählt man zwar «neunundneunzig Namen Gottes» auf. Doch das sind keine Namen, sondern Eigenschaften, die das Wesen Gottes beschreiben, und fromme Muslime sprechen diese Namen Allah im Gebet zu. «Allah» selbst ist kein Name; es heisst einfach «Gott» auf Arabisch.

Im Christentum dagegen hat Gott einen Namen, mit dem ihn jeder und jede ansprechen und anrufen kann. Es ist ein Menschenname. Tausende von jüdischen Kindern haben diesen Namen getragen: Jesus, Jehoschua, das heisst «Gott hilft».

Dieser Jesus nennt Gott seinen Vater, in einer Weise, wie das sonst kein Mensch getan hat. Damit bekommt jener, den die Bibel einfach «Gott» nennt, seinen eigenen, unverwechselbaren Namen, mit dem man ihn ansprechen kann. Er heisst jetzt «der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus». So nennt ihn Paulus in seinen Briefen, den ältesten Dokumenten des Christentums.

Jugendliche fragen mich manchmal, wer denn «Gott» für mich sei. Dann kann ich ihnen nichts anderes antworten als das: «Er ist für mich der Vater meines Herrn Jesus Christus». Jesus, den kenne ich aus den Evangelien, und folglich kenne ich auch Gott. Ich kann ihn benennen und anrufen. Eine weitere Strophe des gleichen Songs lautet:

If God had a face
what would it look like?

Wenn Gott ein Gesicht hätte,
wie würde es aussehen?

Hat Gott ein Gesicht? Nach dem, was wir von seinem Namen gesagt haben, müssen wir antworten: Ja. Er hat ein Gesicht, ein menschliches Gesicht, das Gesicht des Menschen Jesus. Söhne pflegen ihren Vätern zu gleichen. Das gilt auch von Jesus. Das Johannesevangelium sagt das ausdrücklich. Jesus spricht dort immer wieder von seinem Vater. Ungeduldig darüber, dass man von diesem Vater nichts Genaues weiss, bittet ihn schliesslich der Apostel Philippus: «Herr, zeig uns den Vater; das genügt uns.» Jesus antwortet ihm: «Schon so lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht, Philippus? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.»

Das Gesicht eines Menschen kann man sehen. Es sagt viel von ihm aus. Man kann das Gesicht durchforschen, auch in einer guten Photographie, und man wird immer wieder neue Tiefen entdecken. Im Evangelium gibt es zwar keine Photographie von Jesus, aber sozusagen ein erzähltes Porträt. Jesus hat bei denen,

die mit ihm zusammengelebt haben, einen Eindruck hinterlassen, und dieser Eindruck ist auch an jene vermittelt worden, die diese ersten Zeugen erzählen hörten. So hat Gott im Evangelium ein Gesicht bekommen, ein menschliches, ein menschlich verstehbares Gesicht.

Zwischen den beiden Strophen des Songs über den Namen und über das Gesicht Gottes ist noch eine dritte eingeschoben:

What if God was one of us?

Was wäre, wenn Gott einer von uns wäre?

So ein ganz gewöhnlicher Typ wie einer von uns?

Einfach nur ein Fremder, der dir im Bus gegenüber sitzt, einer, der bald nach Hause kommen will?

Darf man so fragen? Ist das nicht gotteslästerlich? Gott in Alltagskleidern? Wenn ich das ernst nehme, was ich über den Namen und das Gesicht Gottes gesagt habe, dann muss ich auch dazu Ja sagen. Jesus, der Sohn eines Zimmermanns, hatte Schwielen an den Händen. Er hat dreissig Jahre lang ohne aufzufallen in seinem Dorf gelebt. Er hat das Leben erlebt wie jeder andere Mensch. Gerade im Johannesevangelium, wo Jesus immer wieder von Gott als seinem Vater spricht, gerade da erfahren wir auch viel von seinem menschlichen Erleben – mehr als in den anderen Evangelien. Jesus nimmt an einer Hochzeitsfeier teil, er gerät in heiligen Zorn, er ist müde und durstig, er konnte streiten und niedergeschlagen sein, sich erregen und über den Tod seines Freundes weinen. Und so soll Gott sein? Es ist das Verwegene und wohl auch das Anstössige des Christentums, dass es glaubt, dass dieser ganz menschliche Mensch der echte Sohn Gottes, ja Gott selbst ist. Anstoss daran nehmen vor allem die beiden anderen monotheistischen Religionen, das Judentum und der Islam. Sie werfen dem Christentum Verrat am reinen Ein-Gott-Glauben vor. Gott kann doch keinen Sohn haben! Die Christen aber bestehen darauf,

dass Jesus und sein Vater nicht zwei Götter, sondern ein Gott sind. «Ich und der Vater sind eins», sagt Jesus im Johannes-evangelium (Joh 10,30).

Heute, am Sonntag nach Pfingsten, feiern die Kirchen nach alter Tradition den Sonntag Trinitatis, den Dreifaltigkeitssonntag. «Dreifaltigkeit», das ist ein abstraktes Wort, und den meisten sagt es wohl nicht viel. Vielleicht erinnern sich einige an die alte Formel von dem «Einen Gott in drei Personen»: Vater, Sohn und Heiliger Geist – eine ganze «heilige Familie» und ein mathematisches Rätsel, das sich nicht auflösen lässt.

Aber ist das alles? Genau besehen, will «Dreifaltigkeit» gerade das sagen, was ich in dieser Predigt zu sagen versucht habe: dass Gott einen menschlichen Namen und ein menschliches Gesicht hat. Das Christentum ist eine Religion, die Gott mitten in unserer Menschenwelt findet. Das Christentum ist eine Religion nicht nur für das Jenseits; es ist eine Religion auch für das Diesseits. Wenn Sie wissen wollen, wer Gott ist und wie er aussieht, dann schauen Sie auf Jesus von Nazareth, so wie er Ihnen im Evangelium entgegentritt.

Aber habe ich nicht den Dritten vergessen, den Heiligen Geist? Sie dürfen beruhigt sein: Der Heilige Geist ist da, unsichtbar zwar und kaum spürbar, aber wirkkräftig. Er ist da, wenn Sie im Evangelium diesem Gott mit seinem menschlichen Gesicht nachspüren, oder wenn Sie im Gebet diesen Gott mit seinem menschlichen Namen anreden, wenn Sie Du zu ihm sagen. Er ist die Verbindungskraft zwischen Gott und seinem Sohn Jesus, zwischen Gott und uns Menschen. Der Heilige Geist lässt in einem menschlichen Namen und in einem menschlichen Gesicht Gott für uns sichtbar und lebendig werden.

Gehen Sie auf Entdeckungsreise! Spüren Sie dem Namen und dem Gesicht Gottes nach! Ich wünsche Ihnen bei diesem Nachspüren viel Mut, viel Ausdauer und viel Freude. Amen.

«Was pflegst Du zu essen?»

Mk 8,1–9

Zum weisen Rabbi von Kosnitz kam einst ein reicher Mann. Der fragte: «Weiser Rabbi, was soll ich tun, um ein gutes und gottgefälliges Leben zu führen?»

«Nun», fragte der Rabbi, «was pflegst du zu essen?»

«Ach», antwortete er, «ich lebe bescheiden, trockenes Brot mit Salz und ein Trunk Wasser sind mir genug.»

«Was fällt euch ein!», schimpfte der Rabbi entrüstet, «Fleisch sollt ihr essen und Met sollt ihr trinken wie alle reichen Leute!» Und der Rabbi liess den Reichen nicht eher gehen, bis er versprochen hatte, Fleisch zu essen und Met zu trinken.

Die anderen Leute, die herumstanden und dem zugehört hatten, waren über diesen Rat erstaunt.

Sie fragten: «Warum soll er Fleisch essen und Honigwein trinken?»

«Nun», sagte der Rabbi, «wisst ihr – wenn er als Reicher meint, allein von Brot und Wasser leben zu können, dann denkt er noch, der Arme wird von den Steinen satt.»

(Aus: Martin Buber, «Erzählung der Chassidim», Manesseausgabe S. 447.)

«Fleisch sollst Du essen», rät der Rabbi. Diese Antwort könnte von meiner Mutter stammen. Manchmal fragt sie noch heute am Telefon: «Isst Du auch richtig?» So, wie Mütter sich wohl immer um das Essen ihrer Töchter kümmern.

Nun, als Jugendliche hörte ich das nicht gern. Den Sonntagsbraten fand ich eigentlich unnötig und weder ethisch noch politisch vertretbar.

Ich rechnete vor, dass weltweit viel mehr Menschen satt würden und nicht mehr in Hunger sterben, wenn wir unser Getreide nicht an Tiere verfüttern, sondern uns selbst vegetarisch ernähren.

Aber was wäre ein Fest ohne Essen – ohne Schinken und Wein, ohne Schokoladenpudding, ohne Zwetschgenkuchen und Käsekuchen oder Buttercremetorten? Was wäre ein Fest ohne diese Überfülle an festlichen Köstlichkeiten und Süßigkeiten? Nun – sie mögen vielleicht meine Erinnerungen nicht teilen, und vielleicht haben sie ganz andere kulinarische Vorlieben als ich?

«Wer nicht isst, kann auch nicht denken!», pflegte meine Mutter zu sagen. Wir wissen, es gibt eine Tradition, die genau das Gegenteil behauptet: Nämlich besser denken und gottgefällig leben könne man, wenn man sich zurückhält bei den leiblichen Genüssen. Die Askese, die im Christentum Einlass fand, hatte das Ziel, den Menschen vom Körper und den «fleischlichen» Bedürfnissen unabhängig zu machen, damit die Seele umso ungehinderter zu Gott findet. Der Körper, die leiblichen Bedürfnisse schienen ein Hindernis, zu sehr standen sie der Vergeistigung im Weg.

Irgendwie auch bewundernswert, diese angestrebte Unabhängigkeit vom Körper ... allerdings – auf Jesus kann sich diese Tradition nicht berufen. Wir hören die Geschichte von der Speisung der 4000, wie sie aufgeschrieben ist im Evangelium nach Markus:

In jenen Tagen, als wieder viel Volk da ist und sie nichts zu essen haben, ruft Jesus die Jünger herbei und spricht zu ihnen: Ich habe Mitleid mit dem Volk. Drei Tage sind sie schon bei mir und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie hungrig nach Hause gehen lasse, werden sie unterwegs zusammenbrechen; einige von ihnen sind ja von weit her gekommen.

Seine Jünger antworteten ihm: Wie soll einer diese Leute mit Brot sättigen können, hier in der Wüste? Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sagten: Sieben.

Da fordert er die Menge auf, sich auf den Boden zu setzen. Und er nahm die sieben Brote, sprach das Dankgebet, brach sie und gab sie seinen Jüngern zum Austeilen, und die verteilten sie

unter die Menge. Sie hatten auch ein paar Fische, und er sprach den Lobpreis über sie und liess auch diese verteilen. Und sie assen und wurden satt. Und sie sammelten die übrig gebliebenen Brocken ein, sieben Körbe voll – es waren aber an die Viertausend. Dann entliess er sie. (Mk 8,1–9)

Die Menschen sind von weit hergekommen, sie sind schon lange da, um ihn zu hören – natürlich, irgendwann haben sie Hunger. Aber sie murren nicht. Schliesslich haben sie's ja so gewollt! Nein, Jesus selber stellt fest: Sie müssen Hunger haben! Er kann sich in sie, in ihren Hunger hineindenken. Ja, er hat Mitleid, heisst es, und darum sollen sie etwas zu essen haben. Allerdings scheint es ziemlich unmöglich, alle Frauen und die Männer und dann noch die vielen Kinder zu verköstigen, weil einfach nur ganz wenig da ist: etwas Brot und ein paar Fische. Und überhaupt, wo käme man da hin, wenn man für alle sorgen sollte! Es wäre vernünftig, wenn man sie wegschickt, damit sie sich selber etwas besorgen. Schliesslich ist jeder für sich selbst verantwortlich – heisst es ...

Mich berührt diese beinahe zärtliche Aufmerksamkeit, ja mütterliche Besorgtheit von Jesus gegenüber den elementaren leiblichen Bedürfnissen: dass die Menschen nicht nur Denken und Nachdenken, sondern auch essen müssen.

Und ich denke, diese Aufmerksamkeit ist auch nicht nur eine Nebenbemerkung vor dem grossen Wunder, sondern eine Voraussetzung! Jesus, der sich nicht selten zum Essen einladen liess, lädt selber ein. Er nimmt die Bedürftigkeit der Menschen um ihn herum wahr – vielleicht, weil er seine eigenen nicht verleugnet. Und dann geschieht es tatsächlich, dass alle satt werden und mehr als genug da ist. Dann geschieht, dass sich in diesen Alltäglichkeiten Gott mitteilt – in den Fischen und im Brot, das sie miteinander teilen. Es ist ein Wunder, dass es für alle reicht, dass alle mehr als genug haben, und dass aus diesem Mangel so eine überwältigende Fülle kommt.

Es wäre wunderschön, wenn sich das wiederholen liesse. Aber wir wissen: so ein Wunder lässt sich nicht beliebig wiederholen. Aber so ein Wunder lässt sich verhindern, wenn wir nämlich nicht wahrnehmen, was der andere braucht, wenn wir den anderen Steine zumuten, weil auch wir unsere Lebenswünsche nicht mehr kennen – ja, dann entsteht nichts Wunderbares.

Jesus spricht die Hungernden und Armen selig – nicht, weil Armut oder Hunger ein zu erstrebender Zustand wären, der sinnvoll ist, z.B. als ‹Läuterung› oder zur ‹Reifung der Seele›. Jesus macht aus der Not keine Tugend, nicht ‹hungrig› oder ‹arm› sollen die Menschen bleiben, sondern der Wunsch nach dem anderem Leben, nach einem Leben in Fülle und Gerechtigkeit, nach dem, was in der Bibel mit der Sehnsucht nach dem Reich Gottes ausgedrückt wird, der soll geweckt werden:

«Fleisch sollst Du essen. Und Honigwein sollst du trinken», rät der weise Mann dem Reichen. Er soll sich freuen und geniessen, was er hat und sich nicht künstlich arm machen. Die Fähigkeit zur Empathie, zum Mitfühlen und Wahrnehmen, zur Beziehung soll ermöglicht werden – so dass der Reiche auch denen die Lebensfülle zugestehen kann, die nichts haben.

Aber damit sie den Rabbi oder auch mich nicht falsch verstehn: Der weise Rabbi rät es dem reichen Mann, der sich selber nur Brot und Wasser zugesteht und der damit sein Leben und das der anderen beschneidet. Vielleicht müsste der Weise uns heute etwas ganz anderes raten – vielleicht gerade Wasser und Brot, oder ein Fasten? Uns, die wir auf andere Weise wieder erfahren müssen, was das Leben reich und lebendig und gottgefällig macht.

Jesus vergleicht das Reich der Himmel mit einem Festmahl, zu dem alle geladen sind; damit wir nicht ‹armselig› bleiben, sondern selig werden. Und manchmal verspürt man eine Ahnung des Reiches Gottes; vielleicht, wenn wir einander wahrnehmen

in unserer konkreten Bedürftigkeit – im Alltag oder in schwierigen Zeiten, so dass aus Brot und Wein auf wunderbare Weise Liebe wächst. Amen.

Nur vier gute Gründe, die Radiopredigt zu abonnieren:

- wenn Ihnen eine Predigt gefallen oder geholfen hat, können Sie sie so immer wieder zur Hand nehmen;
- wenn Sie die Sonntagspredigten nicht regelmässig hören können, hilft Ihnen ein Abonnement, keine davon zu verpassen;
- wenn Sie jemandem eine dauerhafte und sinnvolle Freude machen wollen, dann schenken Sie ihm ein Abonnement;
- wenn Sie Anregung und Hilfe für Ihre eigenen Predigten suchen, kann Ihnen die Radiopredigt behilflich sein.

Jährlich erscheinen ca. 90 Predigten in 45 Broschüren (Format A5), als Abonnement für jährlich nur Fr. 57.–, aber auch eine einzelne Broschüre (2 Predigten) können Sie zum Preis von Fr. 5.– bestellen. (Zahlung in bar oder per Einzahlungsschein). Die Preise für das europäische Ausland und Übersee sind dem Impressum zu entnehmen.

Hiermit bestelle ich

_____ (Geschenk-)Abonnement der Radiopredigt Fr. 57.–

Für Abonnemente erhalten Sie einen NEUEN Einzahlungsschein. Zahlen Sie das Abonnement erst NACH Erhalt unserer Rechnung!

Empfängeradresse:

Name, Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Rechnungsadresse:

Name, Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Datum, Unterschrift:

Bestellschein einsenden an:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg

Machen Sie (sich) eine Freude!